

Gabriele Dietze

Feminist Body Politics – Race, Gender und ‚Sexual Exceptionalism‘

Im Folgenden werde ich mich nicht im klassischen Sinn mit feministischer Körperpolitik bezüglich Race und Gender beschäftigen, sondern mit unterschiedlichen Perspektiven auf rassisierte und vergeschlechtlichte Körper in neueren kritischen Parametern. Feministische Theorie wird neben Critical Race- und Queer Theorie dabei gleichwohl einen zentralen Platz einnehmen.

Motiviert wurde die Akzentverschiebung von zwei Fragestellungen, die mich in meinen letzten Arbeiten beschäftigt haben:

1. Erstens von dem Problem, dass, wenn vom Körper die Rede ist, dieser häufig mit einer Essenz, oder unhintergehbaren Materialität versehen wird. Solche Naturalisierungen sind zwar vielfach dekonstruiert worden, aber seltener in direktem Abgleich zwischen rassisierten und/oder vergeschlechtlichten Körpern.
2. Und als zweite damit verbundene Frage hat mich beschäftigt, dass angeblich ‚freie‘ Sexualität des Westens und ‚Toleranz‘ gegenüber Homosexualität immer mehr zu dem zentralen Marker geworden ist, vorgeblich ‚rückständige‘ Gesellschaften von aufgeklärten, entwickelten zu unterscheiden. Die queer feministische Theoretikerin Jasbir Puar nennt diese Entwicklung „Sexual Exceptionalism“, und eine Diskussion dieses Phänomens wird die zweite Hälfte meines Vortrags einnehmen.

Um dorthin zu leiten möchte ich Körper unter folgenden vier Zugängen betrachten:

1. Wie Körper aussehen – Visual Body Politics, Visibilität
2. Wie das Aussehen von Körpern diszipliniert wird – Körperdisziplin
3. Was Körper vermögen – Generativität und Reproduktivität
4. Was Körper performen – Sexualpolitik, Sexual Exceptionalism

Festzuhalten und vorauszuschicken ist, dass ich niemals davon spreche, was Körper *sind*, sondern davon, wie Körper betrachtet, behandelt und eingesetzt werden. Diese Aussage beinhaltet freilich nicht, dass die Materialität von Körpern verleugnet wird, oder keine Rolle spielt. Die feministische Wissenschaftstheoretikerin Karan Barad (2007) hat einmal in Abwandlung von Judith Butlers Buchtitel ‚Bodies that matter‘ gegen ein allzu dekonstruktives Verständnis von Wirklichkeit den Satz ‚Matter matters‘ (Materie spielt eine Rolle) formuliert. In diesem Sinne wird in jedem Falle von der Realität von Körpern ausgegangen, allerdings der Schwerpunkt darauf gelegt, was mit ihnen *gemacht* wird.

1. Wie Körper aussehen – Visual Body Politics, Visibilität

Ich beginne mit einer Anekdote, die ich einer aktuellen Ausgabe der *Süddeutschen Zeitung* entnehme. In den Sechziger und Siebziger Jahren machten in den Vereinigten Staaten die militanten Black Panther auf sich aufmerksam. Sie waren im Gegensatz zur Martin Luther King nicht dem zivilen Ungehorsam verpflichtet, um die Jahrhunderte alte Race-Diskriminierung zu bekämpfen, sondern sie waren militant und bereit, der weißen Suprematie auch mit der Waffe in der Hand entgegen zu treten. Die Hauptquartiere der Panther lagen in den Ghettos, und es war für weiße Journalist_innen nicht ungefährlich, sie aufzusuchen. Das erfuhr auch ein französischer Reporter auf der Suche nach einem Interview. Er wurde von einer Gruppe sich bedrohlich aufbauender Panthers umringt und grob gefragt, was er hier suche. Der Journalist antwortete kurz, wobei sein französischer Akzent deutlich wurde. Die Panther sagten darauf: ‚Der ist ja gar kein Weißer, der ist ja Europäer‘.

Hier sind wir an einem interessanten Problem der Sichtbarkeit. Zweifellos war der Franzose weiß nach Hautfarbe, aber er war für die Panther nicht kulturell weiß. Kulturell weiß zu sein bedeutet für sie, ein weißer Amerikaner zu sein und deshalb Mitglied und Profiteur eines Gewaltverhältnisses, das mit der Sklaverei beginnt, über die Segregation und die Verweigerung der Bürgerrechte fortgeführt wird und in rassistischer Diskriminierung, Ghettoisierung und Armut über die strukturelle Ungleichheit hinaus Gültigkeit hat. Der Franzose mag in Algerien oder später in den Vorstädten von Paris kulturell weiß sein, aber nicht im amerikanischen Ghetto.

Es ist damit eine Frage von Ort und Zeit und damit relational, was die Hautfarbe eines Körpers bedeutet, oder genereller gesagt, wann und warum Rassisierung stattfindet. Die sich als protestantisch verstehende Einwanderer-Nation USA hat neben den ermordeten und vertriebenen Native Americans und den ins Land verschleppten afrikanischen Sklav_innen auch andere Einwanderer_innen, insbesondere katholische und jüdische, eine Zeit lang wie eine andere ‚Race‘ behandelt. Das belegen berühmte Studien wie *How the Irish became White* von Noel Ignatiev (1994) und *How the Jew became White* von Karen Brodtkin (1995).

Ebenso wie unter bestimmten Voraussetzungen Schwarz und weiß offen für kulturelle Interpretation sein kann, kann auch unter den Bedingungen weißer Hegemonie die Frage von männlich und weiblich fragwürdig werden.



Quelle: <http://dlxs.lib.wayne.edu/iamaman/panel10>

Sie sehen Fotos aus einem Streik der Sanitärarbeiter in Birmingham. Alle Schwarzen Streikenden tragen das Schild ‚I am a Man‘. Sie wollen damit ihre Entschlossenheit verstärken und gegen das Image der Schwäche Schwarzer Männer zur Zeit der Segregation (amerikanischer Apartheid) entgegen. Der ebenfalls streikende weiße Mann findet es offensichtlich nicht erforderlich, seine Männlichkeit zu betonen. Sie ist ihm im bestehenden Machtverhältnis quasi natürlich gegeben.

Nehmen wir noch ein drittes Beispiel, das sich diesmal mit der angeblichen Sichtbarkeit von Geschlecht beschäftigt, nämlich die Kampagne *Men in Hijabs* 2009, über die Katajun Amirpur in einem Aufsatz Auskunft gibt. Während der sogenannten ‚Grünen Revolution‘ war der Student Magid Tavakkoli, der auf dem iranischen Studententag eine flammende Rede gegen den Wahlbetrug gehalten hatte, nach seiner Verhaftung vom Geheimdienst gezwungen worden, sich in Shador ablichten zu lassen. Mit dem Bild sollte unterstellt werden, er habe sich in Frauenkleidern aus dem Land schleichen wollen und sei somit kein Mann. Daraufhin bildete sich die Kampagne ‚Men in Hijabs‘, bei der sich viele Iraner im Land und im Exil aus Solidarität im Shador abbilden ließen.



Quelle: <http://islamizationwatch.blogspot.de/2009/12/iranian-men-in-black-hijab.html>

Quelle: <http://latimesblogs.latimes.com/babylonbeyond/2009/12/iran-attempt-at-hijab-humiliation-sparks-global-backlash-against-tehran-authorities-.html>

Nun ist aus feministischer Perspektive diese Kampagne zunächst nicht ohne Ambivalenzen. Denn die meisten sich solidarisch erklärenden Männer übernahmen unkritisch die Vorstellung, dass, sich als Frau kleiden zu müssen, eine ultimative Demütigung sei und verstanden ihre Aktion auch als performative Selbst-Demütigung, ohne dass dabei die unterdrückte Lage der Frauen selbst kritisch in den Blick kam. Interessant ist aber, dass im Laufe der Kampagne dieser Widerspruch fühlbar und erkannt wurde, nämlich dass Geheimpolizei und Rebellion von der gleichen falschen Voraussetzung ausgingen, nämlich, dass Frauen wertlos seien, und damit, einen Mann zwangsweise zur Frau zu verkleiden, diesen demütigen würde.

Der Text unter dem Gruppenbild stammt aus einem zeitgenössischen Blog und ist ein imaginärer Dialog mit der Geheimpolizei: „We'll humiliate you by dressing one of your friends as a woman! Oh Yeah? Now we are all dressed like women. And anyway what's so bad about Women?“ Über das strategischen Einsetzen des Sichtbarkeitsmarkers Frau durch den Geheimdienst konnte mit einem Male ‚gesehen‘ werden, dass Frau (Frauenkörper) im gesellschaftlichen Diskurs Zeichen für Unterlegenheit und Wertlosigkeit waren.

Es geht hier um die *Ambivalenzen der Sichtbarkeit* (so auch der schöne Titel eines klugen Buches von Johanna Schaffer 2008). Man sieht nicht unbedingt, was man sieht, sondern man nimmt wahr, was man weiß. Oder um eine exzellente Formulierung von Silke Wenk aufzunehmen: „man sieht, was einem zum Sehen gegeben“ wird (Wenk 2008). Damit im NS die Juden und Jüdinnen sichtbar wurden, heftete man ihnen einen Stern an.

2. Wie das Aussehen von Körpern diszipliniert wird – Körperdisziplin

Vergeschlechtliche und rassisierte Körper unterliegen historisch und lokal unterschiedlichen Regimen, die ein spezifisches Aussehen erfordern. Die feministische Theorie hat einen großen Korpus von Literatur hervorgebracht, die gegenwärtige westliche Schönheitsideale als Disziplinierungstechniken zum Nachteil aller Frauen analysieren. Susan Bordo hat sich mit *Unbearable Weight* (1993) dem Imperativ, schlank sein zu müssen, beschäftigt. Sara Lee Bartky hat in *Femininity and Domination* (1990)

in der Nachfolge von Foucault und seiner Idee des Panoptismus (der Vorstellung des disziplinierenden Gesehen Werdens ohne dass man weiß, ob tatsächlich jemand schaut) den weiblichen Körper als „gelehrigen/gehorsamen Körper“ beschrieben, der sich nach einem imaginären männlichen Blick zurichtet (schminkt, trimmt, kleidet und einen entsprechenden Körperhabitus der Verführung entwickelt). Naomi Wolff hat im Bestseller *The Beauty Myth* (1991) errechnet, wie viel Kosten und Aufwand weibliche Karrierefrauen (im Vergleich mit ihren männlichen Kollegen) mit Frisur, Make-Up, Kleiderkauf, Fitness-Studio treiben müssen, um konkurrenzfähig zu sein.

Längst ist inzwischen erkannt und problematisiert worden, dass auch Männer zunehmend in die Regime visueller Perfektion hineingezogen werden. Hierbei ist auf eine Besonderheit des Schönheitsregimes hinzuweisen, das sowohl auf Frauen wie auf Männer zutrifft, nämlich die Anforderung den Geschlechtsunterschied optisch zu betonen. So wie Frauen sich genötigt sehen ihre Brüste zu vergrößern, bestehen häufige Eingriffe bei Männern darin, Brustbindegewebe, das als weiblich wahrgenommen wird, zu entfernen oder Aps (Muskelstränge auf dem Torso) herausmodellieren zu lassen. D.h. die konventionellen visuellen Regime sind Unterscheidungsmaschinen, die immer wieder Hypermaskulinität und Hyperfeminität als Leitdifferenz herstellen. Und eine ganze Industrie von Frauen- und Männermagazinen ist obsessiv und erfolgreich damit beschäftigt, diesen Leitdiskurs als innerstes Bedürfnis der ‚Schönheitshandelnden‘ (Nina Degele) zu verankern.

Die Darstellung sexualisierter Geschlechtsdifferenz ist allerdings nicht das einzige Normgefüge, das die Schönheitsvorstellung strukturiert. Sie hat auch eine geopolitische Dimension, das als schön gilt, was dem Globalen Norden am nächsten kommt. Asiatinnen unterziehen sich Lidfaltenkorrekturen und lassen sich operativ vergrößern. Sehr problematisch ist auch in Afrika und in den Amerikas das Aufhellen der Haut mit krebserzeugenden Tinkturen. Die Versuche, ethnische Markierungen unsichtbar zu machen, haben übrigens eine lange Geschichte, wie Sander Gilman in einer Geschichte der kosmetischen Chirurgie entwickelt hat. Schon im vorletzten Jahrhundert ließen sich Juden die Nase begradigen, um weniger erkennbar zu sein.

Ich möchte und kann in diesem sehr großen und gut erforschten Feld der Geschlechtsdifferenz-, Schönheits- und Weißheitsregime nicht länger verweilen. Mir war in diesem kurzen Streiflicht nur wichtig, festzuhalten, dass Körper plastisch sind und für unterschiedliche Regime in differenter Form zugerichtet werden. Es geht dabei nicht darum, welche Unterschiede inszeniert werden, sondern darum, dass Unterschiede inszeniert werden. Über die Binaritäten männlich-weiblich, schwarz-weiß (oder besser rassisiert-neutral) wird Macht implementiert. Diese Differenz ist strukturierend für Patriarchat und Race-Hierarchie.

In diesem Zusammenhang bilden transgeschlechtlich/transgender inszenierte Körper ein besonderes Problem. Sie fordern eine Machttechnik (mit Foucault würde man von Biopolitik reden) heraus, die über eine hierarchisierte Differenz von zwei Geschlechtern strukturiert ist. Ich möchte das mit einer kurzen Überlegung zu Conchita Wurst illustrieren. Nach dem eventkulturellen Sieg der Kunstfigur stellte sich eine gewisse Verlegenheit und Sprachlosigkeit ein. Was gewusst werden wollte, aber was sich niemand so recht zu fragen traute, war das Geheimnis um Conchitas ‚wahres‘ Geschlecht. Hatte sich Conchita geschlechtsverändernden Operationen, Hormontherapien unterzogen und damit die Geschlechtskörperordnung durchkreuzt, oder war sie noch ein richtiger Mann? Die Boulevardpresse erkannte schnell das Problem und beeilte sich Präzisierungen

zum ‚wahren‘ Geschlechtsstatus nachzutragen und konnte beruhigen: Es handele sich um einen körperlich unversehrten schwulen und sogar verheirateten jungen Mann, der lediglich seine Drag-Performance mit einem Bart radikalisiere. Häufig wurden diese Klarstellungen mit beruhigenden vergleichenden Fotos unterlegt: Die Horrorvorstellung des sich freiwillig um den Phallus bringenden herrschenden Geschlechts war damit vom Tisch und Conchita konnte auch von Heteromännern geliebt werden.

3. Was Körper vermögen – Generativität und Reproduktionsfähigkeit

Eine der wichtigsten Errungenschaften des dekonstruktiven Feminismus sind Judith Butlers Überlegungen, was eigentlich die Elemente sind, die mitgedacht werden müssen, wenn man von jemanden als ‚Frau‘ spricht (oder als ‚Mann‘, was nicht ihr Thema ist, aber ohne Aufwand übertragen werden kann). Sie hat dazu, was vielen von Ihnen bekannt sein wird, das Gefüge ‚Heterosexuelle Matrix‘ entwickelt. Zur Erinnerung: Eine Frau ist eine Entität, die 1. über ihre sichtbare Körperskulptur (sekundäre Geschlechtsmerkmale, Brüste, und fiktive Genitalien) identifiziert werden kann, die daraus erschlossen 2. über nicht sichtbare reproduktive Organe (Vagina, Eierstöcke und Uterus) verfügt und die 3. vom gegenteiligen Geschlecht sexuell angezogen wird und 4. die strukturell Kinder bekommen möchte und wird (und mit dem Vater eine stabile Beziehung bildet). Daraus ergeben sich zwei zentrale Aussagen:

- eine lesbische Frau (ein homosexueller Mann) ist keine Frau/Mann und
- die Struktur, die die heterosexuelle Matrix wirksam macht ist Heteronormativität, die Voraussetzung und stille Norm, alle Menschen für heterosexuell zu halten.

Mit der Modernisierung von Homosexualität haben sich für manche einige Elemente der heterosexuellen Matrix modifiziert. Die Schwulenehe ist in den meisten westlichen Ländern institutionalisiert. Die Kinderlosigkeit ist kein Schicksal mehr, sondern über unterschiedlichste Wege wie künstliche Befruchtung, Leihmutterschaft, Adoption zu beheben. Es ist damit durchaus eine Normalisierung oder Heterosexualisierung des schwul-lesbischen Körpers zu erkennen. Das allerdings hat in der intellektuellen Queer Community zu einer interessanten Kontroverse geführt. Lee Edelman hat in seinem Buch *No Future* (2004) ein schwules politisches Programm entworfen, das gerade auf der Tatsache, keine Kinder zu bekommen, beruht. Das Kind sei es gerade, was jede radikale gesellschaftliche Veränderung verhindere, weil es zu egozentrischen und besitzsichernden Familien führe, und jegliche Alterität ausschließenden geschlossenen Strukturen. Der Homosexuelle dagegen könne und wolle seine Wünsche nicht auf das Fortleben in seinen Kindern verschieben und würde sich daher im Hier und Jetzt falschen Sozialitäten verweigern.

Edelmans auch ‚Anti-Social Thesis‘ genannte Intervention erklärt damit Reproduktion (das Kind) zu einer reaktionären Tätigkeit. Es ist leicht zu ermesen, welch Sturm der Entrüstung diese These in den familienversessenen USA zur Folge hatte. Wenig menschliche Verbindungsformen werden als so ‚natürlich‘ oder ‚selbstverständlich‘ angesehen, wie das Eltern-Kind Verhältnis, wobei ein wichtiger Bestandteil dieses Mythos ist, dass Kind als körperliche Verlängerung seiner Eltern betrachtet wird. Sozusagen aus ihrer beider Material zusammengesetzt und mit einem von beiden bestückten einmaligen Gen-Code versehen.

Nun sind diese materialen Spuren der Elternschaft im Zeitalter der Reproduktionstechnologie oft nicht oder nur zum Teil vorhanden. Trotzdem wird gern

am Mythos der Ähnlichkeit festgehalten. Und hier stoßen wir erneut auf geopolitische Dimensionen, wenn es um die Frage geht, welche Frauen bevorzugt als Eispenderinnen in Anspruch genommen werden.

Unter den Stichworten „Rohstoffarbeit und Neue Eugenik“ hat Ute Kalender (2012) zu Südosteuropäerinnen (Bulgarinnen, Weißrussinnen, Moldawierinnen, Ukrainerinnen) geforscht, die z.B. in spanischen Repromedizin-Kliniken besonders zur Ei-Spende eingesetzt werden, weil sie bevorzugt blond und blauäugig sind und arm genug, die schmerzhaften Prozeduren bis zur ‚Ernte‘ ihrer Eier in Kauf zu nehmen. Über Eugenik spricht sie deshalb, weil man auch von einem Auslese- oder Züchtungsprogramm reden kann, dass Körper nach der global privilegiertesten Norm produziert, nämlich makellos weiße Körper.

Ich habe nach den Notizen zur Visibilität und Disziplinierung von Körpern diesen kleinen Teil zur Generativität von Körpern hineingenommen, um nochmal kurz herauszustreichen, dass auch die angeblich ‚natürlichste‘ Funktion von Körpern, nämlich die Potenz, sich zu reproduzieren, den unterschiedlichsten Regimen unterliegt.

Im letzten Teil möchte ich mich nun mit der Frage, was Körper tun auseinandersetzen, d.h. mit dem Spezialfall Sexualität. Oder genauer mit einem Aspekt davon, nämlich, inwiefern und warum vorgeblich freie und emanzipierte Sexualität zu einer Signatur des aufgeklärten Abendlandes geworden ist. Die bisherigen Überlegungen zur Relationalität, Historität und Plastizität von Körpern sollten auf verschiedenen Feldern die Interdependenz von Rassifizierung und Vergeschlechtlichung erschließen und Corporeality auf einem geopolitischen Feld positionieren. Das Stichwort für die folgenden Überlegungen ist ‚Sexual Exceptionalism‘ (des Westens) und beschäftigt sich mit Frage, auf welche Weise imaginiertes Sexualverhalten zu einem Merkmal für Zivilisationshierarchie wird.

4. Was Körper performen – Sexualpolitik, Sexual Exceptionalism

Unter ‚Exceptionalismus‘ versteht man generell im anglo-amerikanischen Raum eine Staats- oder Gesellschaftsideologie, die von sich behauptet, sowohl besonders wie außergewöhnlich gut zu sein. Der sogenannte American Exceptionalism besteht in der Vorstellung, das beste Land der Welt zu sein. Die indisch/amerikanische Theoretikerin Jasbir Puar (2007) leitet den Begriff Sexual Exceptionalism aus diesem semantischen Feld ab und verweist damit auf die westliche Vorstellung, über eine exzeptionell fortgeschrittene und ‚richtige‘ sexuelle Ordnung zu verfügen. Zentral dabei sind Behauptungen über die sexuelle Emanzipation der westlichen Frau und ‚Toleranz‘ gegenüber Schwulen.

Sexual Exceptionalism ist ein Effekt eines Vergleiches, der angestellt wird, wenn sogenannte fortschrittliche westliche ‚sexuelle Regime‘ mit sogenannten rückschrittlichen orientalischen oder nicht-weißen sexuellen Regimen verglichen und damit gleichzeitig in Hierarchie gesetzt werden. Der Vergleich wird von den sogenannten fortschrittlichen Regimen gezogen.

Sexueller Exzeptionalismus und Rassismus sind verbundene Phänomene. Dabei geht es nicht um einen biologistischen Rassismusbegriff, sondern im Sinne Etienne Balibars oder Stuart Halls um einen kulturellen. Sexueller Exzeptionalismus hat etwas mit ‚Kulturalisierung‘ oder Kulturalismus zu tun, nämlich der Bewegung anderen ‚Kulturen‘ spezifische eingeborene Sitten zuzuschreiben, die angeblich einen geographisch fernen Ursprung haben und als unveränderlich habitualisiert verstanden werden. Der postkoloniale Theoretiker Mamood Mamdani spricht deshalb von ‚Culture Talk‘. Dabei

geht es um die Feststellung, dass eine andere ‚Kultur‘ ein Schlechteres sprich unterlegenes Sexuelles und Gender Regime hat als die eigene Kultur. Dieselbe wird allerdings selbst nicht als ‚Kultur‘, sondern als Inkarnation des Fortschritts gelesen.

Wendy Brown fasst das kulturelle Dispositiv des kulturalisierenden Neo-Rassismus folgendermaßen zusammen: „[...] ‚we‘ have culture while culture has ‚them‘, or we have a culture while they are culture. Or we are democracy while they are culture“ (Brown 2006: 17).

4.1 Chromatischer und okzidentalistischer Sexual Exceptionalism

Historisch lassen sich unterschiedliche Arten von sexuellem Exzeptionalismus ausmachen. Ihnen allen ist allerdings gemeinsam, dass sie mit großen Systemen kultureller und ökonomischer Macht zusammenhängen und sich mit Krisen jener Machtstrukturen verschärfen. Eines dieser Großsysteme ist der Kolonialismus, über dessen Sexual Politics der europäischen Überlegenheit viel geforscht worden ist (aus feministischer Perspektive Ann McClintock *Imperial Leather. Gender Race and Sexuality in the Colonial Contest* oder Laura Stolorz *Race and the Education of Desire. Foucaults History of Sexuality and the Colonial Order of Things*). Worauf ich im Folgenden kurz eingehen möchte ist das Phantasma des übersexualisierten Schwarzen Menschen (insbesondere des Mannes), der wie der berühmteste zeitgenössische Kritiker kolonialistischer Sexualpolitik, Frantz Fanon, sagt, als phobogenic object (als angstmachendes Objekt) wahrgenommen werde. Lakonisch schreibt er „[one thinks of] the Negro one thinks of Sex“ (Fanon 1952).

Besondere Schärfe gewann diese kulturelle Erzählung in einer spezifischen Situation, nämlich in den USA nach dem Bürgerkrieg, wo zwar die Sklaverei abgeschafft war, aber eine Gleichberechtigung der Befreiten nicht gewollt wurde. Ich spreche von einem Phänomen, das ich an einer anderen Stelle als ‚Rape-Lynching-Komplex‘ bezeichnet habe. Die Figuration des übersexualisierten Schwarzen Mannes wurde nach dem amerikanischen Bürgerkrieg buchstäblich ‚erfunden‘, um ihn zu einer Gefahr für weiße tugendhafte Weiblichkeit zu konstruieren. Obwohl es während des Bürgerkrieges auf den Plantagen, zu praktisch keinen Übergriffen der noch nicht befreiten Sklaven auf weiße Frauen gekommen war, und das obwohl die weißen Männer zum größten Teil im Feld waren, erschien nach dem Krieg aus dem Nichts das Phantasma des Schwarzen Vergewaltigers unschuldiger weißer Frauen und bildete in den nächsten Jahrzehnten den Vorwand für Tausende von Lynchings (und Kastrationen). Heute ist erwiesen, dass diese Vorwürfe in der Sache fast vollständig substanzlos waren. Die Drohung eines potentiellen Vergewaltigungsvorwurfs allerdings übte nach dem amerikanischen Bürgerkrieg ein Terrorregime über die neu von der Sklaverei befreite männliche Bevölkerung aus, und diente der Disziplinierung und Einschüchterung (Dietze 2013).

Im Rape-Lynching Komplex wurden Schwarze männliche und weiße weibliche Körper gleichzeitig gewaltsam zusammengefügt und auseinandergehalten, um zwei unterschiedliche Regime zu befestigen. Er diente dazu, die untergeordnete Position Schwarzer Menschen in den USA auch nach der Sklavenbefreiung aufrecht zu erhalten. Und es wurden weiße Frauen als tugendhaft auf einem Podest installiert, das sie in Abhängigkeit von weiß männlichem Schutz hielt und sie gleichzeitig zu Argumenten für ein Terror-Regime missbrauchte. Viel später würden sich unter weißen Südstaatlerinnen Initiativen bilden, die sich dagegen auflehnten, dass in ihrem Namen gelyncht wurde. Der Exzeptionalismus bestand darin, gegenüber einer imaginiert unkontrollierbaren Sexualität Schwarzer Menschen, weiße Triebkontrolle und weibliche Tugend als Zeichen

höherer Zivilisation zu behaupten. Das Lynchterror-Regime hatte neben der Konstruktion einer weißen Überlegenheitsphantasie eine weitere zentrale Funktion. Es sollte für weiße Frauen ein unbedingtes Tabu gegen sexuelle Rassenvermischung errichten.

Die schwarz-weiß Achse, übersetzt in eine künstliche Entgegensetzung von Barbarei und Zivilisation, war nicht der einzige Mechanismus, über den sexualpolitisch kulturelle Überlegenheit konstruiert wurde. Auch auf der Ost-West-Achse oder auf der Binarität Orient-Okzident wurden sexuelle Exzeptionalismen entwickelt. Ich spreche hier von sexuellen Exzeptionalismen, weil sich der koloniale stark von dem postkolonialen unterscheidet. Edward Said hat mit seiner berühmten Studie *Orientalism* gezeigt, dass der/die ‚Orientalische Andere‘ eine Erfindung und eine Wissensformation des Europäischen Kolonialen Unternehmens ist. Sexualpolitisch war der orientalistische Exzeptionalismus von feminisierten polygamen Haremsherren und von lasziven willigen Haremsdamen geprägt. Demgegenüber standen in der europäischen Selbstkonstruktion westliche Monogamie als Zivilisationsfortschritt und tugendhafte abendländische Weiblichkeit.

Edward Sais Analyse war für die Kolonialzeit adäquat, aber trifft nicht auf globalisierte Gesellschaften mit transnationalen muslimischer Diaspora zu. Ideen des ‚oriental‘ Other haben sich so sehr verändert, dass Aziz Al-Azmeh 1993 den Begriff Neo-Orientalism prägte. Die neuen Bilder fixieren sich auf die Idee eines ‚orientalischen‘ Patriarchen und seiner sexuell und mental unterdrückten ‚verschleierten‘ muslimischen Frauen. Diese Vorstellungen haben die alten orientalistischen Fantasien von verweiblichten Paschas und erotisierten Harem-Gespielinnen ersetzt.

Wie allgemein bekannt, hat sich in Europa in den letzten Dekaden Feindseligkeit gegen Migrant_innen hauptsächlich auf Muslime konzentriert. Der neo-orientalistische sexuelle Exzeptionalismus argumentiert, dass muslimische Einwanderer als Teile einer fiktiven ‚orientalischen Kultur‘ angeblich nicht in den aufgeklärten Okzident integriert werden können. Sexual- und körperpolitisch hat sich nun allerdings eine große Verschiebung ergeben. Während bisher zu beobachten war, dass die Exzeptionalismen den angeblich unterlegenen Kulturen zu viel Sexualität zugeschrieben haben, klagt der gegenwärtige Exzeptionalismus gegenüber dem orientalisierten Anderen über zu wenig Sexualität, oder sagen wir zu wenig freie Sexualität. Plötzlich wird die sexuell emanzipierte, ihren Körper ausstellende anstatt verdeckende Frau zur Leitfigur abendländischen Fortschritts.

Mit der Behauptung der sexuellen Handlungsfähigkeit der westlichen Frau wird gleichzeitig das Missverständnis erzeugt, Europäerinnen seien grundsätzlich bereits emanzipiert. In gewisser Weise dient auch der gegenwärtige okzidentalistische sexuelle Exzeptionalismus zur Disziplinierung von Frauen (Dietze 2009). Sie werden diesmal nur nicht durch ein Tugendregime erhöht und gleichzeitig dort hinein diszipliniert, sondern über die Behauptung ihrer angeblich schon erreichten Freiheit und Handlungssouveränität stillgestellt. Der europäische Mann wird zum Partner einer fast erreichten Geschlechterdemokratie und Sexismuskritik, wie Margaret Jäger (1997) sagt, ethnisiert.

All diese Beobachtungen treffen in dieser oder jener Version zu. Es ist jedoch gleichzeitig kaum zu bestreiten, dass die meisten europäischen Gesellschaften inzwischen Antidiskriminierungsgesetze formuliert haben, in den gebildeten städtischen Mittelschichten Multikulturalismus für eine Bereicherung gehalten wird und sich sogar in einzelnen Sparten politische korrekte Sprachpolitik durchgesetzt hat. Medien achten auf Diversität, zumindest was die Repräsentanz bei zentralen Figuren, Moderator_innen, Casting Shows, Sportreportagen und Werbung betrifft. Die letzten Reservate sexueller

Diskriminierung sind am Verschwinden. Sichtbare Homosexualität und Gay Marriage sind neben der ‚emanzipierten Frau‘ zu einer weiteren Signatur von Liberalität geworden. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob es im Zeitalter des Neoliberalismus – Queer Theoretikerin Bourcier spricht angesichts der rhetorischen Unterstützung von Diversität von Multiliberalismus (Bourcier 2013: 3) – keiner kulturellen und sexuellen Exzeptionalismen mehr bedarf, da es zu einer liberalen Inklusion von Differenz gekommen ist?

Postkoloniale und Queer Theoretiker_innen bestreiten das. Nach ihrer Auffassung geht es dem Markt-Kapitalismus nicht um Inklusion, sondern um die ungehinderte Bewegung und Beweglichkeit von Waren und Menschen. Ausschließende Regime wie whiteness/occidentality oder Heteronormativität scheinen da nur zu stören. Rey Chow spricht in diesem Zusammenhang von einer „ethnic interpellation“ (zitiert nach Bourcier 2013: 3) die die rassisierten Subjekte verpflichtet, sich wie gute ‚ethnischen Subjekte‘ zu verhalten und auszusehen. Queer Theoretikerin Marie Hélène Bourcier fügt eine „Sexual interpellation“ hinzu: „the homosexual is not required [...] to become heterosexual but to be a homosexual and a good one“ (...). Und die Art und Weise wie man „a good one“ sein kann beschreibt sie als „coercive mimetism“ (ebd.). Ein schwules obere Mittelschicht (verheiratetes) Pärchen und säkulare sozial aufsteigende Migrant_innen oder Mitglieder einer Minderheit erfüllen diese Bedingungen. Queer-Theoretikerin Antke Engel spricht in diesem Zusammenhang von „flexibler Normalisierung“ (Engel 2002: 12). Die grundsätzlichsste und radikalste Formulierung (und dabei gleichzeitig Kritik) stammt wohl von Jasbir Puar, die in ihrer Studie *Terrorist Assemblages* davon spricht, dass das neoliberale System, den guten Anderen (Good Ethnic) und den angepassten (am besten verheirateten) Schwulen integriert und honoriert, dabei aber den perversen Schwulen (siehe Lee Edelmann) und den terroristischen ‚Anderen‘ dämonisiert.

Die Flexibilität der vormalis Diskriminierten kann geradezu vorbildhaft wirken. Immer mehr Werbekampagnen setzen auf vermarktbarere Differenz. Oder man kann geradezu davon reden, dass nach Differenz gesucht und sie hervorgehoben wird, um neue Märkte zu erschließen. So hat die trendige Klamottenladenkette Barneys seine letztjährige Herbstkollektion ausschließlich über transgender Models präsentiert.

In gewisser Weise kann man beim Multiliberalismus von einem *Corporate Sexual Exceptionalism* (angelehnt an Bourciers Title „Homo Inc.“) sprechen. Im Corporate Sexual Exceptionalism sind Unterschiede wichtig, weil Diversität eine Vermarktungsstrategie ist, allerdings, müssen, sogar sollen es keine definierenden Unterschiede mehr sein. Insofern verliert in diesem Zusammenhang Transphobie an Bedeutung (obwohl natürlich immer noch co-präsent, siehe Conchita Würst).

4.2 Zwischenbilanz Exzeptionalismus

Beide Perspektiven von ‚Sexual Exceptionalism‘ ko-existieren simultan, bedingen einander, aber liegen auch miteinander in Konkurrenz. In der ersten Perspektive – Sexual Exceptionalism als okzidentale oder chromatische Vormachtstellung – geht es um Demographie und Eugenik. Das ‚Eigene‘ wird hier als das Selbst-Ähnliche verstanden. Die Sorge, dass zu viele ‚Anderer‘ zu viele nicht-weiße Kinder bekommen könnten und damit weiße zahlenmäßig in der Minderheit seien (Frye 1983) ist ein zentrales (weitgehend unbewusstes) Motiv für die Fixierung auf sexuelle- und Genderregime. In einem angeblich universell repressiven muslimischen Gender-Regime setzt der ‚Orientalische Patriarch‘ ohne Rücksicht auf die unterdrückte Gattin Kinderreichtum durch, und in Afrika führt

die angenommene mangelnde Triebkontrolle zu Kinderreichtum (damit erklärt sich auch die historische Ironie als der am wenigsten bevölkerte Kontinent der Erde bevorzugter Gegenstand von Überbevölkerungskampagnen wurde).

In der zweiten Perspektive, dem Corporate Sexual Exceptionalism, geht es nicht um demographische Einheitlichkeit, sondern um Normalisierung zu konsumfreundlicher Otherness. Das kann zu einer größeren Akzeptanz vormals Ausgegrenzter führen, jedenfalls insofern, als sie als Verbraucher relevant sein können. Aber diese Inklusion hat ihren Preis. Von den frisch integrierten und mainstreamed ‚Others‘ wird erwartet, dass diese als Grenzpolizei fungieren. Hier sehen wir dann den okzidentalen/whiteness Ansatz von Kulturalismus, der mit dem inkorporierenden Ansatz von neoliberaler Flexibilität zusammentrifft. Alle drei Ansätze denunzieren muslimische Jugendliche als homophob oder den angeblich nicht aufklärten Orientalen Patriarch und die sexuell unterdrückten muslimischen Frauen als die Nemesis von zivilisierten okzidentalen Gesellschaften (Haritaworn 2008). Man spricht deshalb auch von Homonationalismus.

Hier kommen wir zu dem Knotenpunkt, wo kulturalistische und multiliberale Sexual Exceptionalismen eine unheilige Allianz mit bestimmten Feminismus- und Gay-Liberation Fraktionen eingehen. Diese Bewegung hat eine gewisse innere Logik, denn Sexual Exceptionalism berührt genau die Themen, die für die Befreiungsbewegungen ausschlaggebend waren. Schließlich hatte die Frauenbewegung für Gleichstellung gekämpft und die souveräne Verfügung über den eigenen Körper mit Kämpfen für Abtreibung, gegen Vergewaltigung und häusliche Gewalt zum Zentralthema ihrer Kampagnen gemacht. Und schließlich hatte die homosexuelle Emanzipationsbewegung dafür gestritten, ihre nicht-heteronormativen Körper-Praktiken anzuerkennen, Diskriminierungsverbote zu installieren und hatte an vielen Orten gay marriage durchgesetzt. Als sozusagen natürliche Spezialist_innen für fortschrittliche Sexual- und Genderregime sind sie damit besonders gut als Agent_innen von ‚Sexual Exceptionalism‘ geeignet und werden als solche kooptiert. Deswegen kommt hier eine Struktur ins Spiel, die ich an anderer Stelle als ‚okzidentalistische Dividende‘ bezeichnet habe (Dietze 2009). Die Dividenden-Idee stammt von der Männlichkeitsforscherin Raewyn Connell (1995) und beschreibt, dass sexuell, sozial oder ethnisch unterprivilegierte Männer von einer so genannten ‚patriarchalen Dividende‘ profitieren, weil sie sich im Recht fühlen, Frauen im Allgemeinen zu beherrschen, und ‚ihre‘ Frauen im Besonderen, auch wenn sie selber in der maskulinen Hierarchie unten angesiedelt sind (Connell). Weiße Frauen, Homosexuelle und ‚integrierte Others‘ können in diesem Sinne ebenso von einer okzidentalen Dividende profitieren, im Gegensatz zu neo-orientalisierten ‚Anderen‘ (männlich oder weiblich).

Ein besonders gutes Beispiel für Corporate Sexual Exceptionalism ist die Grammy-Award Zeremonie 2013. Das weiße Rap-Duo Maklemore and Ryan (unter Protest vieler schwarzer Rapper, die keinen der Preise bekamen) zelebriert seinen liberalen Rap One Love (zusammen mit einer lesbischen Sängerin) vor dem Zitat einer christlichen Kirche (Abendland) und währenddessen werden im Publikum gay, straight and mixed race Paare verheiratet.

Die Ausstrahlung erfolgte zeitgleich mit der Verabschiedung von Anti-Gay Gesetzen in Uganda und natürlich Sotschi und den Auseinandersetzungen um den Umgang mit Homosexualität in Russland. Obwohl die Vereinigten Staaten in Bezug auf Gay Rights und Marriage noch ein Entwicklungsland sind, sendet multiliberale Exceptionalism via Sexualität eine Überlegenheitsbotschaft an alle ‚weniger freie‘ nicht okzidentalen Kulturen.

Schlussbemerkung

Zum Schluss möchte ich den Versuch machen, den möglicherweise etwas dichten und auf den ersten Blick divers erscheinenden Vortrag zusammenzubinden. Das Leitmotiv war Body-Politics und je unterschiedliche Verschränkungen von Race und Gender, betrachtet unter queer-feministischer Perspektive. Mit dem Begriff Body-Politics oder später eingeschränkter Sexual Politics macht man die Vorgabe, Körper immer innerhalb der politischen Sphäre (Macht, Ökonomie, Geopolitik) betrachten zu wollen. Eine solche Vorannahme beinhaltet immer eine Denaturalisierung.

Im ersten Teil – Sichtbarkeitspolitiken, Black Panther-Anekdote – kam es mir darauf an zu zeigen, dass Körper zwar extrem markiert sind, aber dennoch innerhalb einer Macht-Wissens-Matrix kontingent sind. Im zweiten Teil zur Disziplinierung von Körpern und Schönheitsregimen wollte ich zeigen, dass Körper in vergeschlechtlichenden und rassierenden Regimen überformt werden, die sich an historisch spezifischen hegemonialen Schönheitsstandards orientieren. Obwohl Körper dabei extremen Disziplinierungen unterworfen werden, fühlen sich Individuen in ihrem ‚Schönheitshandeln‘ durchaus souverän und erweisen sich somit als ‚gelehrige Körper‘. Im dritten Teil wurde ein Aspekt politischer Körperlichkeit angesteuert, der unter besonderem Natürlichkeitsverdacht steht, nämlich der Frage von Generativität und Reproduktionsfähigkeit. Mithilfe von Butler und Edelman wurde argumentiert, dass Generativität ein Element im Gefüge Heteronormativität ist, und mit Ute Kalender wurde demonstriert, wie stark in hegemonial weißen Kontexten Generativität mit Eugenik verbunden ist. Mit allen drei Aspekten von Body-Politics konnte hoffentlich gezeigt werden, dass Rassisierung und Vergeschlechtlichung ineinander verzahnte Bewegungen sind, die nur deshalb schwer zu erkennen sind weil weiß/Weißsein neutral, als Standard/Norm und nicht als Farbe begriffen wird.

Die oben beschriebenen drei Vorabklärungen sollten die Grundlage dafür legen, die kulturelle Logik von Sexual Exceptionalism als Body Politics verständlich zu machen. Sexual Exceptionalism ist eine Strategie andere Körper als hegemoniale als gefährlich und die körperliche Integrität bedrohend darzustellen. Chromatische und Okzidentalischer Exzeptionalismus wirkt zudem an zwei Fronten: neben der Dämonisierung der anderen ‚falschen Sexualität‘ wirkt sie gleichzeitig als Regime, Frauen in Schutz- und Abhängigkeitsverhältnisse zu disziplinieren. Corporate Sexual Exceptionalism hat diese Binaritäten zwar weitgehend überschritten, definiert aber jenes Überschreiten zur Norm für Fortschrittlichkeit. Und auch das hat seine deutlichen Grenzen und Defining Otherness. Nimmt man das Macklethorpe-Video, dann werden zwar gay, straight and multiracial Paare verheiratet, aber niemand mit erkennbar muslimischem Zeichensystem. Mit der Eheschließung gliedern sich die Partner in ein bürgerlich/heteronormatives Familiensystem ein, und der kirchliche Hintergrund, samt Gospelchor privilegiert Christentum.

Literatur

- Al-Azmeh, A. 1993. Die Islamisierung des Islam. Imaginäre Welten einer Politischen Theorie. Frankfurt a. Main: Campus.
- Amirpur, K. 2012. ‚Men in hijabs‘. Zum Zusammenhang zwischen der Frauenfrage und der Demokratie im Iran. In: Dennerlein, B; Frietsch, E. und T. Steffen (Hg.). Veschleierter Orient, Entschleierter Okzident? (Un)sichtbarkeit in Politik, Recht, Kunst und Kultur. München: Fink. 245-266.
- Balibar, E. 1990. Gibt es einen „Neuen Rassismus“. Rasse, Klasse, Nation. Hamburg: Argument. 23-38.
- Barad, K. 2007. Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning. Durham: Duke University Press.
- Bartky, S. L. 1990. Feminity and Domination. New York: Routledge.
- Bermann, N. 2007. Historische Phasen orientalisierender Diskurse in Deutschland. In: Attia, I. (Hg.) Orient- und Islambilder. Interdisziplinäre Beiträge zu Orientalismus und Antimuslimischem Rassismus. Münster: Unrast. 71-84.
- Bordo, S. 1993. Unbearable weight. Feminism, Culture and the Body. Berkeley: University of California.
- Bourcier, M. H. 2013. „Homo Inc.“ Homonationalism and Pinkwashing Conference.
- Bracke, S. 2011. Subjects of Debate: Secular and Sexual Exceptionalism, and Muslim Women in the Netherlands. In: Feminist review. 98 (1). 28-46.
- Brodkin, K. 1998. How Jews became white Folks and what that says about Race in America. New Brunswick: Rutgers University Press.
- Brown, W. 2006. Regulating Aversion. Tolerance in the Age of Identity and Empire. Princeton: Princeton University Press.
- Butler, J. 1991. Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt: Suhrkamp.
- Butler, J. 1993. Bodies that matter: On the Discourse Limits of „Sex“. New York: Routledge.
- Connell, R. W. 1995. Der Gemachte Mann. Opladen: Leske + Budrich.
- Degele, N. 2004. Sich schön machen: zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden: VS.
- Dietrich, A. 2007. Weiße Weiblichkeiten. Konstruktionen von „Rasse“ und Geschlecht im Deutschen Kolonialismus. Bielefeld: transcript.
- Dietze, G. 2009. Okzidentalismuskritik. Möglichkeiten und Grenzen einer Forschungsperspektivierung. In: Dietze, G.; Brunner, C. und E. Wenzel (Hg.). Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht. Bielefeld: transcript. 23-55.
- Dietze, G. 2013. Weiße Frauen in Bewegung. Genealogien und Konkurrenzen von Race- und Genderpolitiken. Bielefeld: transcript.
- Dietze, G. 2014. Feministischer Orientalismus und Sexualpolitik – Spuren einer unheimlichen Beziehung. In: K. Hostettler und S. Voegele (Hg.). ‚Beyond Imperialism‘ – Diesseits der imperialen Geschlechterordnung. Bielefeld: transcript. 241-276.
- Edelman, L. 2004. No future. Queer theory and the Death Drive. Durham: Duke University Press.
- Engel, A. 2002. Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus Queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt: Campus.
- Fanon, F. 1952. Black Skin, White Masks. New York: Grove Press.

- Foucault, M. 1980. *The History of Sexuality*. New York: Vintage.
- Frye, M. 1983. On Being White. Thinking toward a Feminist Understanding of Race and Race Supremacy. In: *The Politics of Reality. Essays in Feminist Theory*. Freedom: Crossing Press. 110-127.
- Gilman, S. L. 1999. *Making the Body beautiful: A cultural History of aesthetic Surgery*. Princeton: Princeton University Press.
- Hall, S. 2000. Rassismus als ideologischer Diskurs. In: N. Rätzkel (Hg.). *Theorien über Rassismus*. Hamburg: Argument. 7-17.
- Haritaworn, J. 2011. Wounded Subjects: Sexual Exceptionalism and the Moral Panic on ‚Migrant Homophobia‘ in Germany. In: Costa, S. und E. G. Rodriguez (Hg.). *Decolonising European Sociology*. Manuela Boatca. 135-152.
- Ignatiev, N. 1995. *How the Irish became white*. New York: Routledge.
- Jäger, M. 1996. Fatale Effekte. Die Kritik am Patriarchat im Einwanderungsdiskurs. Duisburg: Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung e.V.
- Kalender, U. 2012. *Körper von Wert. Eine kritische Analyse der bioethischen Diskurse über die Stammzellforschung*: transcript.
- Lutz, H. 1993. Sind Wir uns noch Fremd. Konstruktionen von Fremdheit in der weißen Frauenbewegung. Hügel, I. (Hg.). *Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung*. Berlin: Orlanda. 138-157.
- Mahmood, S. 2005. *Politics of Piety. The Islamic Revival and the Feminist Subject*. Princeton: Princeton University Press.
- Mamdani, M. 2000. *Beyond Rights Talk and Culture Talk. Essays on Politics and Rights and Culture*. London: Palgrave.
- Mamozai, M. 1982. *Schwarze Frau, Weiße Herrin*. Hamburg: Rowohlt.
- McClintock, A. 1995. *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. New York: Routledge.
- Modood, T. 2002. *Ethnic Minorities in Britain. Diversity and Disadvantage* Psi Study. London: Policy Studies Institute.
- Morgan, K. 2014. *The Politics of Sociocultural Leverage: Why Gender Became Central to Immigrant Integration Politics in France* Council for European Studies.
- Pope, H.; Phillips, K. A. and R. Olivardia. 2000. *The Adonis Complex: The secret Crisis of male Body Obsession*. New York: Simon and Schuster.
- Puar, J. K. 2007. *Terrorist Assemblages. Homonationalism in Queer Times*. Durham: Duke University Press.
- Rommelspacher, B. 2002. *Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft*. Frankfurt: Campus.
- Said, E. 1978. *Orientalism. Western Concepts of the Orient*. New York: Pantheon.
- Schaffer, J. 2008. *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*. Bielefeld: transcript.
- Scott, J. 2009. *Sexularism: On Secularism and Gender Equality*. In: *Lecture at European University Institute*.
- Stoler, A. L. 1995. *Race and the Education of Desire. Foucault's History of Sexuality and the Colonial Order of Things*. Durham: Duke University Press.
- Thürmer-Rohr, C. 1981. Aus Täuschung in die Enttäuschung. Zur Mittäterschaft der Frauen. In: dies. (Hg.). *Vagabundinnen. Feministische Essays*. Berlin: Orlanda. 38-57.

- Walgenbach, K. 2005. Weisse Identität, Geschlecht und Klasse in den deutschen Kolonien (1978-1914). Frankfurt: Campus.
- Wenk, S. 2008. Sichtbarkeitsverhältnisse. Asymmetrische Kriege und (a)symmetrische Geschlechterbilder. In: Hentschel, L. (Hg.). Bilderpolitik in Zeiten von Krieg und Terror: Medien, Macht und Geschlechterverhältnisse. Berlin. b_books. 31.49.
- Wolf, N. 1991. The Beauty Myth. How Images of Beauty are used against Women. London: Vintage.

Dr. Gabriele Dietze

PD, Humboldt-Universität zu Berlin
gabriele.dietze@rz.hu-berlin.de